



Unter der Dusch
oder die Frage:
Gleich und gleich gesellt sich gern
oder Gegensätze ziehen sich an?

Unter der Dusche

Wieder dasselbe: der Brausekopf auf Grobstrahl gestellt. Dabei ist es meine Dusche. Und in meiner Dusche gilt Feineinstellung!

Wann ist sie mir eigentlich zum ersten Mal aufgefallen, diese Diskrepanz zwischen Grob- und Feineinstellung? Vor zehn Jahren, als ich ihn kennenlernte? Vor fünf, vor drei? Dass wir unterschiedlich sind, wusste ich von Anfang an – schließlich sind wir Mann und Frau.

Ich wusste ...

Das Wissen ist das eine, das Verstehen und Akzeptieren das andere. Aber das Leben dazwischen, mit seinen Zwischentönen: Ist es auf Dauer tragbar, aushaltbar, mit zwei unterschiedlichen Brauseköpfen?

Da treffen sich zwei Menschen, Mann und Frau. Jeder mit seinen Erfahrungen, Siegen und Niederlagen, Hoffnungen und Enttäuschungen im Gepäck. Gelebtes Leben, nicht mehr so formbar wie in der Zeit des jungen Erwachsenenalters. Jeder bringt Erwartungen mit – Erwartungen an das, was in der Vergangenheit nicht erfüllt werden konnte. Hoffnungen auf ein erfüllteres Leben, Freiheit für die eigenen Interessen, Wunscherfüllung, blindes Verstehen, Streitbaren Austausch, nährenden Nähe und manches mehr in der neuen Gemeinsamkeit. Doch dann, eines Tages, folgen Erwachen, Enttäuschung, möglicherweise Vorwürfe an den anderen, der nicht glücklich machen konnte, und die bange Frage: Lieben wir uns noch, passen wir überhaupt zusammen?

Die Liebe zu einem Partner, die romantische Bindung, die immer wieder Neues, Anregendes und Erregendes bringt – und das möglichst lebenslang –, ist heute, beinahe stärker als früher, ein Wunsch vieler Menschen. Die Erwartung an ihre inspirierende Wirkung ist groß, die Last, die sie tragen muss, nicht minder.

In unserer psychologisch aufgeklärten Zeit müsste doch jeder wissen, wer zu einem passt und wer besser nicht. Wir kennen

uns, denn wir sind reflexiv geworden. Wir wissen alles – na ja, fast alles – über uns und selbstverständlich auch über den strukturell etwas anders geratenen Anderen. Wir wissen um die Verschiedenartigkeit des Menschen, könnten uns bewusst paaren: entweder die Symbiose der Unterschiedlichkeit oder den harmonischen Gleichklang suchen. Wir sind mit Wissen gewappnet und glauben uns davor gefeit, uns zu irren. Doch dann ... dann verlieren wir uns. Weil die Unterschiede viel Toleranz verlangen oder weil die Glücksbotenstoffe, die alles rosiger erscheinen ließen, verloren gegangen sind.

Als moderner Mensch treffen wir ihn oder sie natürlich nicht beim Foxtrott im Schlummerlicht einer Nachtbar – nein –, wir treffen den zu uns passenden Teil im Büro, in der Kantine, auf einer Weiterbildung, in Partnerbörsen.

Da stehen wir dann mit unseren Defiziten, halten Ausschau oder auch nicht. Auf jeden Fall sind wir aufmerksam, neugierig geworden. Wir interessieren uns füreinander, lernen uns kennen und lieben. Wir werden ein Paar, leben, streiten, kämpfen, verletzen uns und versöhnen uns.

Und eines Tages stehen wir unter der Dusche – und der Brausekopf ist verstellt.

Das Thema Liebe beschäftigt die Menschheit seit jeher. Dichter und Philosophen zeigen uns dabei meist die polarisierenden Seiten: Euphorie und Schmerz, Beginn und glückliches Ende, Geburt und Tod der Liebe. Leider nicht die Zwischentöne. Tucholsky schrieb einmal: *Es wird nach einem Happy End im Film gewöhnlich abgeblendet*. Abgeblendet, weil danach angeblich nichts mehr kommt als verbrannte Milch und Langeweile.

Wir sind gut aufgeklärt und wissen, dass es in einer guten Beziehung einige Gemeinsamkeiten geben sollte. Aber schauen wir wirklich so genau hin?

Wir sind verliebt. Wir zeigen uns in unserer Rolle als Büromensch, smarte Geschäftsfrau, cleverer Geschäftsmann. Wir glauben, uns problemlos auf die Hobbys und Interessen des anderen einstellen zu können – sie mitzumachen oder zumindest zu akzeptieren.

Was? Er liebt lange, blonde Haare? Kein Problem, dann lasse ich meine etwas zarten, aschbraunen Fusseln wachsen. Sie liebt das Meer? Macht nichts, dann geht's halt einmal im Jahr ans Meer und einmal ins Gebirge. Und so weiter und so weiter

...

Das machen wir ganz bestimmt. Ist doch nicht weiter schlimm – schließlich lieben wir uns.

Dennoch sollten wir uns mit psychologischem Grundwissen ausstatten, um Verschiedenheit zu tolerieren und herbe Enttäuschungen zu vermeiden.

Mit der Erforschung von Persönlichkeiten befassten sich schon die Gelehrten der Antike. Ein uns heute noch bekanntes Modell ist das hippokratische der vier Temperamente:

der **Sanguiniker**, fröhlich, aktiv, flexibel, wissbegierig;

der **Phlegmatiker**, gruppenorientiert, bodenständig, ruhig, ausgeglichen, pragmatisch;

der **Choleriker**, selbstbewusst, kämpferisch, zielgerichtet, leidenschaftlich, wetteifernd;

der **Melancholiker**, schwermütiger Grübler, tiefgründig, kritisch und still.

Die Persönlichkeitsforschung hat sich weiterentwickelt und ist in ihren wissenschaftlichen Untersuchungen darüber, was das Wesen des Menschen ausmacht, immer differenzierter geworden. Die „Big Five“, auch bekannt als Fünf-Faktoren-Modell (FFM), unterscheiden Menschen in den Dimensionen emotionale Belastbarkeit, Extraversion, Offenheit, Verträglichkeit und Gewissenhaftigkeit.

So weiß man heute, dass sich in unserer Leistungsgesellschaft eine hohe emotionale Belastbarkeit als nützlich erweist. Sie hilft, dem Leistungsdruck standzuhalten und große wie kleine Niederlagen besser zu ertragen.

„Hallo, du Arme, wie geht's?“ beginne ich mein mitfühlendes Telefonat mit einer Bekannten.

Sie liegt mit einer unklaren und ziemlich schlimmen Darmgeschichte im Krankenhaus. Meine schlichte Frage beantwortet sie mit einer detailgenauen Schilderung der

Untersuchungsabläufe des Morgens. Ich erfahre, zu welcher Uhrzeit die Schwester das Zimmer betrat, wann der Arzt das Kontrastmittel brachte, dass dieses entgegen ihrer Erwartung weiß und nicht durchsichtig war und dass die Untersuchung in den nächsten zwei Stunden beginnen würde.

All das erzählt sie mir – einer, die sich weder für chemische noch für physikalische Abläufe im Körper wissenschaftlich interessiert, der die Seele des Menschen immer etwas wichtiger ist als die naturwissenschaftlichen Prozesse im System Mensch.

Ich höre geduldig zu. Schließlich ist sie krank, und Kranke brauchen Hinwendung. Gelegentlich spüre ich ein Ermüden, ein Abschweifen meiner Gedanken, dem ich mit interessiertem „Hm“ und „Ach“ entgegenwirke. Wir beenden das Telefonat, nachdem alles gesagt ist. Wie es ihr wirklich geht, weiß ich nicht.

Wir haben lange gesprochen – und doch bleibt etwas Unbefriedigendes zurück. Vielleicht hätte sie mir noch die äußere Erscheinung ihres Arztes beschrieben oder die Gespräche mit ihrer Bettnachbarin. Vielleicht signalisierte ihr mein Verhalten: Erzähl nicht so viel davon, es interessiert nicht wirklich.

Ein klassischer Fall von Kommunikation auf zwei unterschiedlichen Ebenen, würden wir als Wissende über Kommunikationsmodelle sagen: die eine auf der Sachebene, die andere auf der Gefühlsebene.

Was hier stattgefunden hat, ist ein klassisches Beispiel der jung'schen Typenpsychologie. Sie beschreibt unterschiedliche Neigungen, wie wir Menschen bevorzugt wahrnehmen und beurteilen. Diese auf empirischen Beobachtungen basierende Typenlehre wurde weiterentwickelt und ist uns heute als MBTI (Myers-Briggs-Typenindikator) oder als GPOP (Golden Profiler of Personality) bekannt – eine Orientierungshilfe, um sich im Dschungel der Individualität zumindest ein wenig zurechtzufinden.

Gewiss: Der Mensch ist differenzierter, feiner, einmaliger – und in seiner letzten Feineinstellung wohl kaum vollständig

erklärbar. Gerade deshalb wäre es wünschenswert, dass wir uns, die wir täglich in irgendeiner Form mit dieser Spezies zu tun haben, mit den Grundformen der Persönlichkeit beschäftigen.

Es könnte uns toleranter machen gegenüber anderen Einstellungen und Bedürfnissen, helfen, Ideen überzeugender zu vermitteln, und so mancher Arbeitsgruppe zu mehr Verständnis und schöpferischem Miteinander verhelfen.

Da begegnen uns Menschen, die die Dinge unverschnörkelt sehen. Sie wirken bodenständig, im Hier und Jetzt verankert, von einem wohltuenden Realitätssinn umgeben. Ihre Sprache ist frei von Metaphern, klar und direkt. Sie vermitteln Sicherheit und Beständigkeit.

In anderen Begegnungen wiederum hören wir Gedanken, die wir so noch nie gedacht haben. Wir erleben Inspiration, Weite, Zukunftsbilder. Jung spricht hier von Wahrnehmung über die Sinne und von Wahrnehmung über die Intuition, den sogenannten sechsten Sinn.

Intuition bedeutet nicht, dass die Sinne fehlen – sondern dass man sich stärker auf innere Signale verlässt. Intuition ist ein schneller, oft unlogischer Prozess, ein Blitz im Mandelkern, der warnt, anregt, Alternativen aufzeigt.

Darum sollten wir eines nicht tun: die Intuition als Humbug verdammen oder intuitive Menschen als Spinner abtun. Ratsam ist vielmehr, die eigene Intuition wahrzunehmen, ihr Raum zu geben und sie bewusst zu nutzen.

Und da sind wir wieder beim Krankenhaustelefonat. Wie viel reicher hätte es sein können, wenn ich gesagt hätte:
Sag mir zuerst, wie du dich fühlst – und dann ein bisschen, was sie da drinnen mit dir machen.

Und dann ... hat sich der Brausekopf verstellt.